

# Das neue Ziel

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang



Kronstadt April 1920



12. Heft



Ernst Honigberger: Bildnisstudie.

### Drei Gedichte

Von Alfred Sperber (Czernowitz)

#### Das Dienstmädchen weint beim Schuhputzen

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

#### Der Schuft

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

(Vorspruch zu meinen Gedichten)  
Mein liebster Leser!

[REDACTED]



#### Der Überläufer

Eine Episode aus dem Weltkriege von Leopold R. Guggenberger.

Eine Brückenkopfstellung in den Karpathen. Linie, hinter Linie. Vor jeder mehrere Reihen von Stacheldraht. Am stärksten befestigt ist die vorderste Linie. Hier wird der Schützengraben zur Festung. Drahthindernisse, — Ustverhaue, — wieder Drahthindernisse. Hinter ihnen Wolfsgruben, trichterförmig zulaufende Löcher. In der Mitte je ein scharf zugespitzter Pfahl. Die Ränder der Löcher berühren sich und lassen keinen Fußbreit Raum.

Es ist Mitte Juli und die Sonne brennt in ihrer größten Glut.

Drüben, auf zweihundert Schritte die Russen. In den Schießscharten steht die Mannschaft eines Landesjägerregimentes. Tiroler. — Sie starren hinaus auf das grauenvolle Bild, das ihre Geschoße in den letzten Tagen dort entstehen ließen.

Zwischen den beiden Linien liegen Berge russischer Leichen. Sie nehmen die ganze Breite des Schussfeldes ein, beginnend bei den russischen Linien bis an die österreichischen Drahthindernisse. Einzelne, denen es gelungen war, bis zu den letzteren vorzudringen, hängen nun, mit erschlafften Armen, in den Jacken des Stacheldrahtes. Manchen hat der Tod die absonderlichsten Stellungen gegeben. Einer hält mit verkrampten Händen Grasbüschel fest, ein anderer streckt, am Rücken liegend, die Faust zum Himmel empor und ein dritter, der in den Drahthindernissen hängt, stiert mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde die Schießscharten an, als wollte er rufen. Aber die Kugel erstickte seinen Schrei.

Aber dem Graben liegt der pestartige Hauch der Verwesung, der durch das unbarmherzige Brennen der Sonne auf die formlosen, aufgedunsenen Leichname von Stunde zu Stunde zunimmt und das Verweilen in der Stellung zur Höllenpein macht. — Aber die Tiroler halten aus. Phlegmatisch saugen sie an der im Mundwinkel hängenden Pfeife und hüllen die Nasen in Tabaksqualm ein. Sie stehen, von Zeit zu Zeit hinauslugend, an den Schießscharten, und warten.

Ein neuer Angriff steht bevor. — Die Russen müssen diesen Brückenkopf haben, sie müssen, und kein Opfer ist ihnen zu schwer, kein Preis zu hoch. Die Stellung muß genommen werden, unter allen Umständen.

Tag für Tag waren sie in dichten Reihen aus den Gräben emporgestiegen, eine Menschenwelle hinter der anderen, — vor sich den Tod aus tausend feindlichen Schlünden, hinter sich die eigenen Maschinengewehre, die sie vortrieben und manchmal unerbittlich zwischen den zeitweise zurückflutenden Linien aufräumten. — Sie drangen vor — über die Leiber ihrer entseelten Brüder hinweg — häufig strauchelnd, um in wenigen Sekunden auch nichts anderes mehr zu sein, als Hindernisse für ihre nachfolgenden Kameraden.

Tage hindurch wiederholte sich dieses wütende Wollen, und hatte doch keinen anderen Erfolg, als die blutige Stätte um einige Hundert zu bereichern.

Und nun erwartete man einen neuerlichen, erbitterten Ansturm. Und er kam. Unaufhörlich tobten die feindlichen Granaten und Schrapnells und kündigten mit ohrenzerreißendem Brüllen die bevorstehende Offensive an. Oft rissen zu kurz tempierte Granaten die Leiber der in früheren Anstürmen Gefallenen hoch in die Luft, wirbelten sie mit Steinen und Erdklumpen umher, um sie als Fleischstücken wieder herunter zu werfen. — In den Ring der schweren Detonationen mischte sich das Zwitschern der Stahlmantelgeschosse, die klatschend in den hundertfach verwundeten Bäume einschlugen, und von Zeit zu Zeit einen abgerissenen Ast in den Schützengraben warfen. — Mit Einbruch der Dunkelheit ließ das Infanteriefeuer nach, und nur die Artillerie trommelte noch eine Zeit lang in der Nähe der österreichischen Linien, in denen alles Leben ausgestorben schien.

Und plötzlich wahrte man die, wie aus der Erde gewachsenen, dunkeln Silhouetten der Feinde, die lautlos, mit größter Geschwindigkeit, über die Leichenhaufen heranhuschten. — Die Schützen standen in gespannter Erwartung, unbeweglich, gleich Standbildern aus Erz.

Nun gab das führende Maschinengewehr das Zeichen und die Front erwachte. Die dunkeln Silhouetten waren bis auf hundert Schritt herangekommen und die Schützen begannen ihr blutiges Werk. Ihre Geschosse feierten Drögen in Menschenblut und die Maschinengewehre fraßen, gleich ausgehungerten Bestien, ganze Reihen der Vordringenden auf. Diese warfen sich schließlich, hinter den Reihen ihrer gefallenen Freunde verzweifelt Deckung suchend, zu Boden und eröffneten das Feuer, und die Artillerieen steigerten ihre Intensität bis zum orkanartigen Tosen. Die Infanteriegeschosse schwirrten, gleich einem aufgeregten Heere stählerner Hornissen, in allen Richtungen wild durcheinander. Unaufhörlich wälzten sich neue Massen heran, und immer höher wuchsen die Leichenhügel, aber der Erfolg blieb aus. — Alle Angriffe wurden abgeschlagen, wie in den vorangegangenen Tagen. Die Stellung der Landesgeschützen wankte nicht, als ob sie nicht von Menschen gehalten würde, sondern von überirdischen unüberwindbaren Wesen.

Allmählich verstummte die Front. Vereinzelt fiel manchmal noch ein Schuß, gleich nachfallenden Tropfen nach einem Ungewitter. Langsam verschwanden Menschen, Bäume und Wälle in dunkeln Schatten, und die Nacht strich mit lauen Fingern über Freund und Feind, als wollte sie Versöhnung tragen in die Herzen derer die sich in Todeshaß und blutigem Wüten gegenüberstanden. Von Zeit zu Zeit drang der schmerzschwere Schrei eines Sterbenden durch die Drähte. — Die Mannschaft ruhte. In den Gräben standen nur noch die Wachposten.

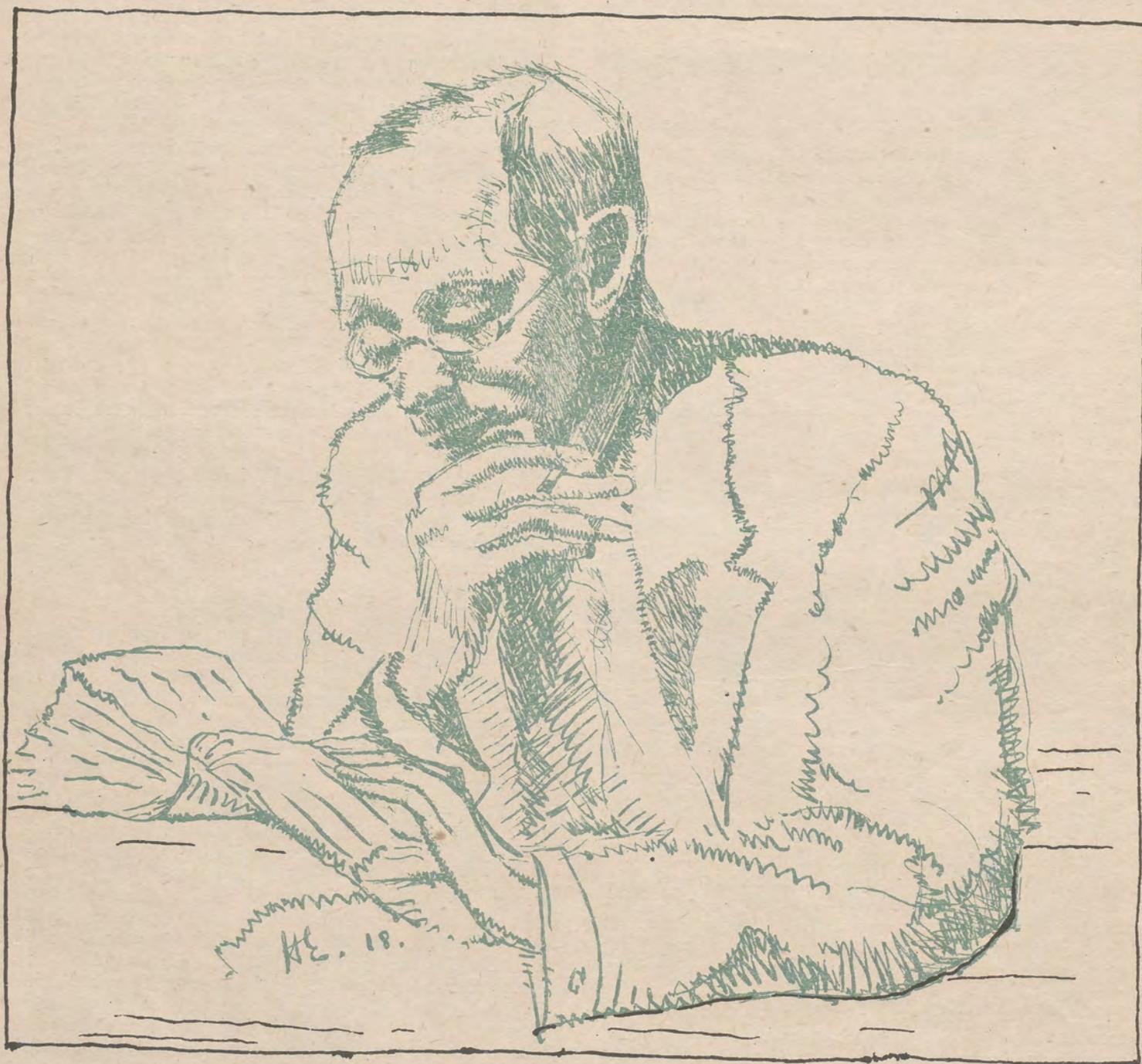
Als der erste Schimmer des Morgens über die Höhenrücken kroch, meldete ein Horchposten einen Russen, der sich waffenlos an die Stellung heranschlich. Eine Pa-

trouille ging ihm entgegen. Als er die Soldaten gewahrt wurde, blieb er mit vorgeneigtem Oberkörper auf den Knien liegen und schlug mit größter Schnelligkeit die erhobenen Hände bittend aneinander, wobei er unverständliche Laute ausstieß. Die Patrouille wollte ihn zum Aufstehen veranlassen, aber er brach immer wieder in die Kniee. So wurde er denn, von zwei Soldaten unterstützt, in die Deckung und vor den wachhabenden Offizier geführt. Dieser schickte zur benachbarten Truppe, die einen russisch sprechenden jüdischen Soldaten besaß und ersuchte um Überlassung des Dolmetsches. Inzwischen saß der Russe, in sich zusammengesunken, auf einem Holzblock und starrte teilnahmslos zu Boden. Aus seinen Kleidern strömte der Hauch verwesender Leichen, der sich mit dem penetranten Geruche seiner Zuchtenstiefel vermengte. Die Leute reichten ihm mitleidig Tee und Brot. Einige schenkten ihm Zigaretten. Der Russe nahm die Mütze ab, legte sie neben sich auf die Erde nieder und bekreuzte sich. Dann stürzte er sich mit Heißhunger über das Frühstück und verschlang das Brot mit gierigen Bissen. Nach beendeter Mahlzeit bekreuzte er sich wieder und murmelte etwas wie einen Dank.

Inzwischen war es hell geworden und sein Gesicht deutlicher erkennbar. Es war ein noch junger Mann, dreißig vielleicht, mit regelmäßigen schönen Zügen, hellblonden Haaren und ebensolchem, vollen Schnurrbarte. Aber die Augen, die mit irrem Leuchten aus ihren Höhlen herausglühten, standen in grellem Kontraste zu seinen weichen, ruhigen Zügen. Wenn er die Umstehenden anblickte, fuhr es den furchtlosen Wälder- und Bergbewohnern eiskalt über den Rücken. Es war nichts menschliches mehr in diesem Blicke. Es kauerten darin das Entsetzen, fürchterliche Angst und Todespein. Alle Marterqualen der Hölle schrieten aus diesen Augen, unter denen sich tiefdunkle Ringe eingegraben hatten.

Der Dolmetsch war endlich eingetroffen und das Verhör begann. Der Offizier ließ dem Gefangenen verdolmetschen, daß er nichts zu befürchten habe, er würde es nicht schlecht haben in der Gefangenschaft, doch müsse er alle Fragen ehrlich beantworten. Die ersten Fragen bezogen sich auf persönliche Daten und Dinge militärischer Natur, die der Russe mit schwacher Stimme beantwortete. Nach einer Pause fragte ihn der Dolmetsch, was ihn eigentlich zur Desertion zum Feinde bewogen habe, und der Russe begann, tief Atem schöpfend und häufig innehaltend, in abgerissenen Sätzen folgendes zu erzählen:

„Ich habe mich kurz vor Ausbruch des Krieges verheiratet, Herr, und erhielt gleich in den ersten Wochen die Einberufung. Ich mußte auch hinaus und kämpfen gegen Euch, obgleich unser Volk niemals mit Euch einen Streit hatte. Nur die Minister, Herr, unsere Minister! Ech! Der Teufel hätte sie holen müssen, sag ich! Und die Herren Offiziere haben uns getrieben, ech, Hundesohn hin, Hundesohn her! Aber jetzt, Herr, jetzt habe ich es nicht mehr ertragen, — nicht weil ich feige bin, — zwei Georgskreuze hab ich hier auf der Brust, und auf ihnen steht geschrieben „Für Tapferkeit“ — hier, schau. Aber ertragen hab ich es nicht mehr. Meine Seele hat nicht mehr gewollt. Sieh, Herr, da draußen, liegen die Unfern, wie die Lämmer, wie die Mehlsäcke auf unseren Stationen, sieh, — und jetzt sind sie nur noch Mist. Und alle haben sie Frauen gehabt, und Kinder, Herr, oder eine Braut. Und die Mütter werden weinen, weinen — allmächtiger Gott — und ihre Söhne sind Mist. Ich hab nicht länger mehr zusehen können, wie man die Unfern geschickt hat, die guten, vor euere Maschinengewehre, wie die Kälber zum Fleischhauer. — Mein Herz hat geweint, Herr, ech, —



Hans Eder: Federzeichnung.

und vor zwei Tagen haben sie auch mich geschickt. Aber da hab ich mich niedergelegt, als hätte mich eine Kugel getroffen, und ich wollte in der Nacht zu Euch, — damals aber, ein Stein ist mir in den Rücken gefallen, — nämlich wie die Granaten gekommen sind, und dann konnte ich nicht mehr aufstehen.

Und zwei Tage und Nächte, Herr, zwei Tage und Nächte hab ich gelegen, inmitten der Toten, — und andere sind auf mich gefallen, und immer Granaten und Kugeln — in die Toten hinein, ech, — mit Blut und Gedärmen haben sie mich bespritzt, — und ich konnte nicht mehr atmen in dem Gestank, bei Gott, Herr!

Und gestern haben mir euere Kugeln die Haare vom Kopf gerissen, . . . und die Toten haben mir gedroht in der Nacht und einer hat die Hand nach mir gestreckt. Da hab ich gebetet, gebetet in meiner Angst, — was, weiß ich nicht mehr, — bis zum Morgen. Meine Zunge war trocken wie ein Stein und kein Wasser, nur zwei Stückchen Zwieback — von einem Toten — es wird ja keine Sünde sein — ich hab sie genommen.

So bin ich gelegen, gelegen und wieder ist die Nacht gekommen. Auf einmal ist es mir durchs Hirn gegangen, wenn sie diese da begraben, und du kannst dich nicht rühren, so werfen sie dich auch hinunter in die Grube. Ech, Herr, da hat mich die Angst getrieben und ich bin gekrochen, — mit Schmerzen, langsam, auf den Händen vielleicht fünf Stunden, Herr, diese wenigen Schritte. — Und wie Eurere Soldaten gekommen sind, da. . .

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Russe blickte die Umstehenden starr an, eine Sekunde, zwei — und brach plötzlich in Lachen aus. Aber es war ein Lachen, das durch Mark und Bein ging. In schrillen Raskaden stürzte es aus seiner Brust und schüttelte ihn hin und her, als würde er von einer unsichtbaren Faust gebeutelt. Die Schützen wichen entsetzt zurück, denn das Lachen ging ihnen, die mitten im Grauen standen, durch alle Glieder. Einige schlugen heimlich das Kreuz, wandten das Gesicht ab, und stießen die Finger in die Ohren um nichts mehr sehen und hören zu müssen. Weder die schreckliche Frage, noch das unheimliche Gelächter.

Der sich eben bei einem benachbarten Kompagniechef befindliche junge Oberarzt kam herbei und verabreichte dem Kranken eine Injektion, worauf der Lachkrampf bald aufhörte und nur das noch einige Minuten währende Zucken der Gesichtsmuskeln und Gliedmaßen die schwere Nervenerschütterung kennzeichnete. — Man legte ihn auf eine Decke nieder, auf der er sofort einschlief.

Nach zwei Stunden weckten ihn die Blessiertenträger, um ihn auf einer Bahre nach dem Hilfsplatz zu tragen. Den Soldaten, an denen man ihn vorübertrug, nickte er müde zu und lächelte mit schmerzverzogenem Munde.

Die Sonne war zwischen den Tannen emporgestiegen und glitt mit milden Händen über den Liegenden. Er hatte die Augen geschlossen.

Behutsam, auf jedes Hindernis Acht habend, trugen ihn die Soldaten talwärts, durch den leuchtenden Morgen, entgegen einer neuen, lichtereren Zukunft.

Krasnojarsk, (Sibirien) im Dezember 1917.



## Unsere großen deutschen Tonseker

VIII.

### Robert Schumann (1810—1853)

Von Emil Honigberger

Neben Schubert, dem wenig gebildeten Dorfschullehrer, steht Schumann, der Dichterkomponist. Er ist der „ideale, ewige Dichtersjüngling“ der deutschen Musik. Schubert und Schumann sind die Hauptvertreter der nachklassischen Romantik in der Musik. Schumann hat den tiefsten und charakteristischsten Pathos der Romantik. Schubert ist der genialere, Schumann der gebildetere und stimmungsweichere.

Ein Kreis junger Künstler versammelte sich, um 1830 in dem Leipziger Restaurant „Zum Kaffeebaum“. Schumann und der frühverstorbene, geniale Schunke waren die Seele dieser kampflustigen Gesellschaft. Junge Künstler sind immer Kämpfer und müssen es sein, wenn sie echte Künstler sind. Selbst der schwärmerisch veranlagte Schumann war Kämpfer durch und durch. Die Zeit war voll Gährung und Entwicklung und nicht minder gährte es im Kreise Schumanns. Es war eine gesunde, leidenschaftliche, freiheit- und fortschrittliche Gährung, welche die „Neue Zeitschrift für Musik“ gebar. Diese Gründung Schumanns bezeichnet den Umschwung in der musikalischen Kritik Deutschlands. Vor allem richtete sich der einsetzende Kampf gegen die damals herrschenden jämmerlichen kritischen Zustände. Das Programm lautete: „Kampf gegen das leere Virtuosenium“, „Vorbereitung einer neuen, poetischen Zeit“, Erhebung deutschen Sinnes durch die Kunst“. „Wir schreiben nicht um die Kaufleute reich zu machen, sondern um die Künstler zu ehren“. 11 Jahre legt Schumann für alles Neue seine Lanze ein. Mit großer Energie kämpft er ehrlich, mannhafte, selbstlos und entwickelt eine geistreiche schriftstellerische Tätigkeit, durch die er sich allein schon bleibende Bedeutung erwarb. Schumann ist für die heutige Musikausübung der bedeutendste Erzieher.

Schumann ist ein Kind unmusikalischer Eltern. Er war zum Rechtsstudium bestimmt, doch konnte seine so schwärmerische, dichterische Natur an dem trockenen Studium keine Freude finden. Es trieb ihn zur Musik und als er zu Wieck als Schüler kam, war sein Schicksal entschieden. Er begann mit ungeheurer Energie sich zum Klaviervirtuosen auszubilden. Eine Sehnenzerrung während des Abens, setzte seiner Pianistenlaufbahn ein Ende. Dieser Unglücksfall wurde für Schumann ein Glücksfall und riß den Tonpoeten aus den Klauen des Virtuosen.

Mit heiligem Eifer stürzt sich der tiefempfindsame und doch energische Jüngling auf die Komposition und entwickelt gerade in diesem ersten Jahrzehnt seines Schaffens eine so geniale und reiche Tätigkeit, daß er gleich als Jüngling, als einer der eigenartigsten Tonseker der Musikgeschichte erscheint. In dieser ersten Schaffensperiode bereichert er fast ausschließlich nur die Klavierliteratur.

Durch die heftige Leidenschaft zu der berühmten jungen Pianistin Clara Wieck, seines Lehrers Tochter, und seiner späteren Gattin, durch die manigfachen seelischen Kämpfe und Herzensqualen wurde seine lyrische Begabung als Liedkomponisten erweckt, wurde aber auch der Grund zur Zerrüttung seines Nervensystems, welches sein fürchtbares, frühzeitiges Ende bewirkte.

Diese aufregende Zeit, die Stürme des Lebens, Leid und Unruhen der Liebe, haben seinem reichen Empfinden den unerschöpflichen Strom von Liedern entlockt, durch den er neben Schubert der größte deutsche Liedersänger wurde.

Die Heimgründung gegen den hartnäckigen Willen Vater Wieks, die wenigen Jahre fieberhafter Schaffenskraft, das mit Riesenschritten nahende Verhängnis, die dunkle Wahnsinnskatastrophe und sein Ende sind eine kurze erschütternde Lebensgeschichte, zugleich aber reich an höchster Geistestätigkeit. Schumanns Leben und Schaffen war ungeheuer bedeutungsvoll für die Entwicklung der modernen Musik. Er ist der erste moderne Komponist und mit Franz Liszt derjenige, der den von Beethoven erdrückten Epigonen neue Bahnen wies.

Ich will mich hier hauptsächlich mit Schumann, dem Meister des neuen Klavierstils und als Viederkomponist befassen. Wenn er auch als Simphoniker und Kammermusiker manches Unvergängliche geschaffen und sich auf allen Gebieten der Musik betätigte, so ist er wahrhaft groß als Komponist für das Klavier und das Lied.

Seine Klavierwerke erfüllen die zehn ersten Jahre seiner Schaffenszeit und zeigen Schumann als jugendfrischen, kühnen Umstürzler, der fast ganz als Autodidakt jeder Richtung und jeder Schule aus dem Wege ging und mit einem Male als ein Fertiger, Selbstständiger, Eigenartiger, für seine Zeit übermoderner Dränger nach neuen Idealen da steht.

Bei Schumann gibt es eigentlich keine Entwicklung, ja es gibt sogar eine Zurückentwicklung. „Er begann als Genie und endete als Talent“. Eine so merkwürdige Erscheinung, die wir nur mit seiner rasch zunehmenden Nervenzerrüttung erklären können. Er hat als Revolutionär begonnen und als zahmer Klassiker geendet, er ist als burschikoser, gefelliger, echter Romantiker in den Kampf getreten, als Feind alles Alltäglichen, aller Philisterhaftigkeit, feurig bis zum Übermaß, barock bis zur Überschwänglichkeit, kühn und rücksichtslos im Kampf um die Entwicklung und hat als phlegmatischer, konservativer Gegner Liszts und Wagners geendet. Für die Musikgeschichte lebt nur der junge Schumann und ist als solcher eine erfrischende, geniale Erscheinung.

Seine Klavierwerke überraschen oft von Takt zu Takt. Schumann ist der Mann der je umschlagenden Stimmungen, unruhiger, synkopisierter Rhythmen und feuriger Ungeduld. Dabei ist alles, jede Figur, jeder Läufer melodisch beseelt. Sein Klavierstil ist so polyphon und ineinander geschlungen, daß, fast alles von Schumann sehr schwierig zu spielen und noch schwieriger zu lesen ist. Dazu kommt das spezifisch Schumannsche: seine romantische Schwärmerei, sein träumerischer Gefühlsüberschwang und schwelgender Wohlklang. Besonders seine kleineren Stücke, seine Tanzrhythmen: „Jugendalbum“, „Davidsbündlertänze“, „Faschingschwank“, „Carneval“, „Novelletten“, „Albumblätter“, „Pappillons“, „Phantasiestücke“ u. s. w., sind von entzückender Frische, Originalität und feurig ausgeprägter Physiognomie. In seinen großen Klavierwerken, den Sonaten, „Kreisleriana“, der leidenschaftlich erregten „C-dur-Phantasie“ zeigen sich zwar der Mangel an durchhaltender Geschlossenheit, sie sind aber voll herrlicher Einzelzüge, voller Licht und Farbe und erfüllt von verschwenderischem Gedankenreichtum, so daß sie zu den kostbarsten Schätzen der Klavierliteratur gezählt werden müssen.

Das Jahr 1840 ist das Viederjahr Schumanns; in den über hundert damals entstandenen Liedern schafft er die schönsten Meisterwerke lyrischer Kunst und steht auch hier, fast ohne jegliche Entwicklung und Vorbereitung vollständig als Eigener ausgebildet.

Eine innigere, lebenswürdigere Tonsprache, als die echte Gefühlstiefe dieser Lieder kennt die Musikgeschichte nicht. Schubert ist größer, bewundernswürdiger, er ist

ein absolutes Genie, aber so traumhafte Perlen von Innigkeit in kleiner Form, wie sie Schumann geschaffen, sind auch ihm selten gelungen.

Bei Schumann durchdrangen sich Kunst und Leben so eindringlich, daß jede Lebensregung in seinen Liedern wiederhallt. Die lichte Brautzeit mit Clara, die stürmischen Kämpfe, Dualen, Verzweiflung und die endliche Heimgründung rauschen in den Liedercyklen mit: „Liederkreis“ (op. 24) „Myrthen“ (op. 25) „Frauenliebe und Leben“ von Chamisso, Heines „Dichterliebe“. Auch heute haben diese Kleinodien von ihrem eigenartigen Duft nichts eingebüßt. Wenn auch seine weltvergeßene Schwärmerei, die Hinneigung zum Ahnungsvollen, Übersinnlichen, Naturschwelgerei und Welt Schmerz uns etwas entfernt liegen, so lieben wir dafür seine Herzensteine, seine Liebesoffenbarungen, die aller Lyrik Urgrund sind und bleiben. So feurige Leidenschaft, hoffnungsfreudiger Jubel, so entzückend natürliche Frische entströmen diesen Liedern, daß sie auch heute wie ein Urquell mächtiger, jugendlicher Kraft wirken.

Wie Jean Paul und T. A. Hoffmann (Schumanns Lieblingsdichter) die Phantasie der nachfolgenden Dichter beeinflussten, so tat dies auch Schumann, der Tonpoet, in seinen von den Goldfäden der Romantik umspinnenen Tönen.

Durch die Zauberwelt seines innern Erlebens wurden sämtliche neuen Komponisten bereichert und die ganze nachfolgende Musikpraxis stand noch lang unter seinem Bann. Schubert, der Farbenfreudige, Blendende und Bunkel, sind die beiden großen Romantiker, auf deren Schultern Brahms, Bruckner, Hugo Wolf weiter bauten, und selbst Liszt, Wagner, Richard Strauß, Hans Pfitzner, Arnold Schönberg und all die Modernen als „Neuroromantiker“ zum Teil wenigstens, ihren Ursprung haben.



## Meine Bekanntschaft mit der Bibel

Von George Moore

In zwiefachem Geiste trat ich der Bibel nahe: als Schriftsteller und aus Interesse an religiösen Problemen. Ich habe den Schriftsteller vor den Bibelkritiker gesetzt, weil die Genesis fast ganz wie ein Literaturwerk, wie eine Sammlung von Volksfagen auf mich wirkte. Meine literarische Neugier war rege, wie die musikalische Neugier eines Musikers etwa durch eine Sammlung schlichter Kirchenlieder geweckt wird. In den Erzählungen der Bibel erhalten wir Anekdotisches, nichts weiter, ohne landschaftliche Schilderungen oder Charakterzergliederung. Die alten Erzähler wußten nichts von diesen Künsten, sie verließen sich ganz auf den Violinschlüssel, und so charakteristisch sind ihre Melodien, daß wir uns von der felsigen Einöde des Sinaigebirges nie weit entfernen. Wir haufen in Zelten: Herden und Rudel sind vor unsern Augen; der Geschmack von Ziegenmilch und Lab ist uns auf der Zunge. Ein strenges Leben mit wenig Freuden und großer Sorge um die Nachkommenschaft. Rahel gibt Bilha, ihre Magd, Jakob aus Gram über ihre Unfruchtbarkeit, und als Jakobs erstes Weib, Leah (Rahels Schwester, keine Kinder mehr zur Welt bringt, folgt sie dem Beispiel der Schwester und gibt Jakob ihre Magd Silpa, die ihm einen Sohn gebiert und später noch einen; Leah gebiert aufs neue, und schließlich macht der Herr auch Rahel fruchtbar, und sie bekommt nach vielen unfruchtbaren

Jahren Kinder: ein ethisches System, das dem kargen Leben der Stämme in der Wüste entsprang; es kennt wenig Freuden, wie der Puritaner mit Genugtuung bemerken wird. Die Freude tritt erst ins Leben der Hebräer ein, als sie aus Ägypten ziehen, sich im Lande Kanaan niederlassen und Jerusalem bauen. Da lesen wir, wie David von den holden Beinen der Bathseba im Bade betört wurde; wie die Königin von Saba zu Salomo kam, „um ihn mit Rätseln zu versuchen“. Hier stockt und umschreibt der alte Chronist ein wenig in der Erzählung, das ist auffällig; aber trotzdem sichert durch, welchen Zweck der Besuch der Königin hatte, und Salomo gibt „der Königin von Saba alles, was sie begehrte und bat, ohne was er ihr gab von ihm selbst“.

\* \* \*

Alle diese Geschichten las ich mit Spannung und Interesse, wie mancher vor mir; auch die Geschichte Esthers. Danach schien mir die Geschichte Hiobs im Anfang eine rohe Volksfabel, mit einer gewissen grotesken Erfindung ausgestattet, die verschiedene Rhetoriker zur Tragödie zu steigern bemüht waren; nicht dadurch, daß sie das menschliche Motiv entwickelten, wie es die ursprünglichen Erzähler der Wüste getan hätten, sondern dadurch, daß sie Rhetorik und Dialektik darüber breiten. Wenn ich eine Geschichte zu kritisieren wage, die alle Welt bewundert, so geschieht es, weil es mir vorkommt, als ob der hebräische Rhetoriker zum erstenmal im Buche Hiob aufträte. Nur ganz vereinzelt hat er meine Sympathie, aber ich erkenne in ihm einen Mann von wüstem Genie, der alles, was ihm in den Kopf kommt, herauschreit, ohne sich im mindesten um Komposition oder auch nur um den Zusammenhang seiner Sätze zu kümmern, dessen Zweck ist: Zwang auszuüben und Schrecken einzujagen. Daß der hebräische Rhapsodist neben vielem Sinnlosen auch schlagende Verse gellend von sich gibt, ist nicht zu leugnen.

Die Verfasser oder Bearbeiter des Buches Hiob schrieben auch die Psalmen. Technik und Zweck: Zwang auszuüben und Schrecken einzujagen, sind die gleichen. Gelegentlich bemerken wir bei den Psalmisten das Verlangen, zu singen, aber er hat sich, wie mir scheint, nie recht darüber klar werden können, was er singen wollte, und so geht alles kunterbunt durcheinander in den Psalmen, die man mir immer als die schönste Literatur der Welt gerühmt hat. Ich schloß daraus, die Bewunderer der Psalmen müßten sie oft gelesen haben; aber als ich mir diese hebräischen Gesänge ansah, entdeckte ich, daß dem nicht so sein könnte. Der Durchschnittsleser verlangt eine Art Fortsetzung und ist nicht sehr geneigt, sich von der Schönheit eines Ausdrucks einfangen zu lassen. Auch kann man nicht behaupten, daß ein vereinzelter schöner Ausdruck gute Literatur macht. Ein Zigeuner, der auf seiner Fiedel seiner Stimmung nachgibt, mag zufällig einmal eine hübsche Phrase finden; darum ist er noch kein großer Musiker.

Was ich an dieser ganzen Literatur auszusagen habe, ist: das Fehlen von Pianostellen, und ich kann die Zeile: „Ich heule vor Unruhe des Herzens“ nicht als ausreichende Erklärung gelten lassen.

Doch die Unruhe des Psalmisten ist nicht schwer zu verstehen: Er lebt in Angst vor seinem Gott, einem eifervollen, rachsüchtigen Gott, der stets zu vernichten bereit ist, einem Gott, der „sein Volk ins Schwert übergab und über sein Erbe enbrannte“. „Ihre junge Mannschaft,“ heißt es da, „fraß das Feuer, und ihre Jungfrauen mußten ungefreit bleiben. Ihre Priester fielen durchs Schwert, und waren keine Witwen, die da weinen sollten.“ Und nachdem all dies geschehen, „erwachte der Herr wie ein Schla-

fender, wie ein Starker jauchzet, der von Wein kommt, und schlug seine Feinde zurück, und hängte ihnen eine ewige Schande an“.

Nach den Sprüchen kommt der Prediger — ein schönes agnostisches Werk, in dem Gott — zum erstenmal in der Bibel — den kürzeren zu ziehen scheint. Er tritt in den Hintergrund. Auch über ihm scheint ein Schicksal zu schweben. Wer weiß, ob ich ohne dieses Buch je bis zu Jesaja gelangt wäre! Mit so viel Nutzen ich ihn auch gelesen habe, man hätte ihn überschlagen dürfen. Da steht gleich geschrieben: „Des Herrn Tag komm, das Land zu zerstören und die Sünder daraus zu vertilgen. denn die Sterne am Himmel und sein Orion scheinen nicht helle. Die Erde soll heben von ihrer Stätte durch den Grimm des Herrn Zebaoth. Und sie sollen sein wie ein verschleucht Reh und wie eine Herde ohne Hirten. Darum daß, welcher sich da finden läßt, erstochen wird, und welcher dabei ist, durchs Schwert fallen wird. Es sollen auch ihre Kinder vor ihren Augen zerschmettert, ihre Häuser geplündert und ihre Weiber geschändet werden.“ Jesaja spricht, wie der Psalmist, immer fortissimo. „Fahret hin gen Tharsis; heulet, ihr Einwohner der Insel.“ Und er heult weiter ohne eine Pianostelle, bis Jeremias sein Geheul aufnimmt. Und das ist das schrillste in aller Literatur — man mag ihn mit Richard Strauß vergleichen. Er heult zu jeder Zeit, bis er endlich in einen Brunnen geworfen wird. Ich bekenne, daß ich die Geduld verlor, als er wieder herausgezogen wurde, den ich wußte, er würde weiter heulen wie vorher . . . und so geschah's.

Da es so wundervolle Stellen in der hebräischen Literatur gibt, scheint es eigentlich schade, daß wir nicht schärfer zu scheiden suchen. Es ist unentschuldig, denn Luther hat uns den Weg gewiesen, als er sagte, das Buch Amos verdiene unsere Achtung nicht in dem Maße wie viele andere Teile der Bibel. Ich war ihm für seine freimütige Kritik dankbar, als ich die kleinen Propheten überflog. Sie machen den Eindruck einer skurrilen Gesellschaft mit sehr geringer literarischer Begabung; und doch möchte man sie nicht aus dem Kanon fortwünschen. Sie betonen nachdrücklich die Idee, durch welche die Bibel allein von allen orientalischen Büchern für den Europäer annehmbar geworden ist. Sämtliche Propheten, die großen und die kleinen, sind Moralisten; ordinär, ungeschliffen, wenn man will, aber Moralisten in einem Sinne, in dem es die Griechen nie waren; und die kommerzielle Auffassung des westlichen Europa brachte ein ausführliches Gesetzbuch. Die Bibel und der Handel vertragen sich zusammen, bei den Protestanten so gut wie bei den Juden; und überall, wo die katholische Kirche zur Herrschaft gelangt ist, sich über die Bibel gestellt und sie abgeschafft hat, da ist (mit Ausnahme von Belgien) die Industrie- und Handelsbevölkerung zurückgegangen.

\* \* \*

Bei Beendigung des alten Testaments, ehe der Leser das neue anfängt, steht er da, wenn ich dem Keats'schen Sonett auf Chapmans Homer ein Gleichnis entlehnen darf, wie ein Reisender auf einer Bergspitze des Isthmus von Panama: ein Ozean zu beiden Seiten; die schwer vereinbaren Meere des Sturms und der Ruhe.

Lukas las ich zuerst, vermutlich weil ich gehört hatte daß er der einzige Schriftsteller unter den Evangelisten sei. (Man soll sich immer vor Schriftstellern in acht nehmen.) Ich glaube, ich war beinahe sofort enttäuscht. „Eine glatte, leblose Erzählung“, sagte ich mir, „von einem geschickten Schriftsteller, der ebenso gewandt ist wie Maeterlinck“ — wenn ich, der Deutlichkeit halber, die moderne Litera-

tur heranziehen darf. Was ich hauptsächlich in der Erzählung des Lukas vermisse, war Christus selbst. In der Darstellung des Lukas scheint er eine leblose, hübsch frisierte Wachsfigur mit gefärbten Bäckchen, die im Vorbeigehen ganz nette Gemeinplätze äußert.

Matthäus gefiel mir schon weit besser. Bei ihm gewinnt Christus einige Realität trotz einer gewissen Retouche des Textes, die mir nicht entging. „Ein Bild, das beim Restaurator gewesen ist,“ dachte ich. In den Worten, mit denen Christus den Schlüssel zum Himmelreich Petrus übergibt: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen . . . Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein“ — in diesen Worten erkennt der kritische Sinn leicht die kirchliche Tünche. Dabei fiel mir ein, daß ich einmal gehört hatte: „Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten“; ich schlug die Stelle im Johannes-Evangelium nach und mußte über die geschickte Art lächeln, mit der der kirchliche Textrevisor seinen Vorgänger verbessert hatte. Und der Gedanke stieg in mir auf, daß der Verfasser des vierten Evangeliums, als er diese Berichtigung niederschrieb, sein Auge auf meinem armen Lande ruhen ließ. In Irland fließen aus dem Fegfeuer reichere Dividenden als aus irgend einem Handelsunternehmen, sei es nun die Bierbrauerei oder die Branntweinbrennerei.

(Fortsetzung folgt.)



## Der Dialog über Menschen, Tiere und Blumen

Nach „Die vier Dialoge der Grande. Amaureusen mit dem Dichter“ von Ernest de Tourbier (Hermannstadt).

Seinem Freund dem Ästhetiker gewidmet.

Ein kalter, böser Schneewettertag in Paris. — Im entzückenden Boudoir Hortense de Montmidiers sind die schweren Vorhänge vor den Fenstern herabgelassen. Im Kamin brennt ein den Salon wohligh durchwärmendes Feuer. Auf einem schwarzen Lacktischchen glitzert ein gemütlich surrendes Samowar. Eine Stehlampe mit dunkelrotem Schirm verbreitet ein sanft-anehmendes Licht. Überall stehen Vasen mit Orchideen umher, die dem Zimmer einen zarten Duft verleihen. Die schöne Hortense liegt zurückgelehnt in einem Sofa, die kleinen Füßchen auf einem Schemel. Von der Lampe ist eigentlich nur ihr feines, weißes Gesicht mit den leidenschaftlich-klugen, unglaublich großen Augen und ihre aristokratischen Füßchen, die in goldigen Pantöffelchen stecken, beleuchtet. Sie raucht eine süßduftende Zigarette. Vor ihr — mehr noch im Dunkel — sitzt auf einem Tabouret seinen heißen Tee schlürfend, ihr Beichtwater, Henri de Samboult, der Dichter. Man sieht nur hie und da einen weißen oder schwarzen Teil seines eleganten Gesellschaftsanzuges. Er hat eine weiche, melodiose Stimme, wie manche Dichter sie zu haben pflegen.

Hortense: Nun hat mich Hektor also doch verlassen. Er vertrug es nicht, daß er nicht der Einzige war. Ich verstehe diese Männer nicht.

Henri: Sie müssen es versuchen und ihnen verzeihen. Sie vermissen ihn wohl?

Hortense: Und wie! Ich liebte in ihm jenes Dunkle, Wilde, Triebhafte. Seine unendlich starke Leidenschaft, seine Kraft, seinen Mut. Ich bewunderte in ihm

die ungebrochene Natürlichkeit, die fanatische Aufrichtigkeit, die edle Freiheit im Spiele seiner Leidenschaft. Und doch — er mußte wohl so handeln. Er konnte nicht anders. Das war ganz er. Er war bewundernswert, als er es mir sagte.

Henri: Oh, wie sie ihn erkannt, wie sie erfaßt haben.

Hortense: Nicht erfaßt. Nein — ich habe ihn durchlebt mit allen Fiebern meines Ich. Er war so völlig mein, daß er und ich eins waren, wenn er bei mir war. Ich durchlebe sie alle. Mit Adolphe bin ich sanft-schwärmerisch, liebe subtile Gedichte und den blauen Himmel des Leidens und bewundere die Kostbarkeiten alter Kultur und hoher Kunst. Mit Viktor bin ich spöttisch-frivol, belache die Banalitäten des kleinlichen Lebens, habe mich in kostbaren Parfüms und rate an Seelengeheimnissen und den Mysterien der Liebe herum. Mit Ronald bin ich ernsthaft-sorschend, zerquäle mich an dem Zweck des Lebens, suche das Allmenschliche, bewundere die Schönheit der Natur und fühle Schauer erhabener Größe vor den Gestirnen. Hektor aber war meine abendteuerlich-verwegene Seite. Mit ihm besuchte ich die Mystik der Kirchen, alte, dunkle Städte und die Schlupfwinkel, wo das Verbrechen haust. Meine Leidenschaft aber war das Meer. O, du wildes, bewegtes, stürmisches Meer. Wie misse ich Dich.

Henri: Sie sind, wie eine überaus kostbare Laute, die die wundervollsten Melodien auf sich spielen läßt. Nur muß man sie eben spielen können.

Hortense: Wie eine Laute. —

Henri: Und haben sie das Alles Hektor gesagt und er hat Sie nicht in seine Arme genommen, und auf die weiße Stirne geküßt?

Hortense: Ich habe es ihm Alles gesagt. Er hat mich nicht verstanden.

Henri: Unglaublich.

Hortense: Mehr noch. Trotzdem ich in begreiflicher Aufregung war, habe ich es ihm zu erklären gesucht. Wie in andern Menschen Stuben Gefühle befreien: düstere, dunkle Säle mit altoäterlichem Hausrat und schweren Teppichen Todesahnungen und schmerzliche Gedanken erwecken; Räume die mit purpurrotem Samt ausgeschlagen, von hellen Lichtern erleuchtet und mit betäubenden Blumen erfüllt sind, aufreizende Sinnlichkeit und Wohlust erregen; helle Salons mit Möbeln im weißen Jugendstil, zierlichen Nippes und Eisbärfellen helle Fröhlichkeit, munteres Lachen und Sonne anziehen, so geht es mir mit den Menschen. Einzelne Seiten werden mir durch sie erweckt und klingen mit und jubeln auf und schreien wild und schluchzen tief mit in der ungeheuren Symphonie des Lebens. Er aber wollte und wollte nicht verstehen, der Törichte.

Henri: Oh, eine Träne!

Hortense: Er hat mir doch einen Teil meines Lebens geraubt.

Henri: Wie ich Sie bewundere. Und ich.

Hortense: Sie, sie sind mir noch mehr, als ein Geliebter. Sie sind mein Freund, der mich versteht. Bei den Andern klingen einzelne Seiten von mir an, oft in wildem Schmerz, oft in weher Trauer. Ihnen gegenüber aber bin ich ganz so, wie ich bin. Ich muß nichts bedecken. Ich bin ganz nackt. Und ich muß nicht qualvolle Stunden der Furcht verbringen, Sie zu verlieren. Sie verstehen mich immer und werden mich immer verstehen. Und Sie fordern nichts von mir. Sie sind mir teurer, als all die Andern. Und mehr wollen Sie nicht.

Henri: Das ist ja übergenug. Sie sind so voll von Wundern. Eines möchte ich wohl. Sie, wie eine kostbare Heiligkeit vor allen Häßlichkeiten des Lebens bewahren.

Hortense: Das geht aber nicht. Dann würden doch all die Seiten der Empörung und der Verzweiflung nicht mitklingen. Und das muß doch wohl so sein.

Henri: Es muß so sein.

Hortense: Wissen Sie, Sie sind mir so ein guter Freund, wie es einem sonst nur Bücher sein können.

Henri: Wie ein Buch?

Hortense: Wie ein gutes, liebes Buch, das man sich zum Freund genommen hat.

Man ist seiner so wohligh sicher und ist bei ihm so geborgen. Und wenn man müde und gequält von Welt und Menschen zu ihm zurückkehrt, so umfaßt es einen mit Liebe und überschüttet einen mit einer Fülle von Trost und Schönheit. Auch im Unglück. Menschen sind nur selten so.

Henri: Welche Unterschiede Sie machen zwischen Menschen und Menschen!

Hortense: Und soll ich nicht? Menschen im schönen Sinne sind nur die Wenigen, die Auserlesenen. Diese Menschen aber werden einem oft auch nur durch eine etwas extravagante Geste sympathisch, durch einen Schrei unvergeßlich.

Das gehört doch mit zu der Melancholie des Reizens. Man trifft manchmal einen Menschen, der einem sehr lieb und teuer ist. Man fühlt, daß einem dieser Mensch unendlich viel schenken könnte, daß er einer von den Wenigen ist, die unsre völlige Wesensergänzung bilden. Und dann fährt man ein—zwei Stationen mit einander, überfliegt in flüchtigem Gespräch all das, was man gemeinsam hochhält, fühlt, daß man immer beisamen bleiben müßte. Und immer näher und näher kommt die gefürchtete Endstation. Da, ein Ruck und man steigt aus, um den eben erst Gefundenen, der einem so viel hätte sein können — mehr vielleicht, als alle Anderen — nie mehr zu sehen, für immer zu verlieren. Ein furchtbarer Verlust, den man mit konventioneller Gleichgültigkeit decken muß.

Henri: Oh, wie wahr. Aber Liebe zu einem Schrei, zu einer Geste?

Hortense: Ich will Ihnen die dazugehörigen Geschichten erzählen. Harmlose, einfache Geschichten, die wohl durch die Erzählung den berausenden, wundervoll süßen Duft verlieren, der sie umgiebt.

Aber hören Sie: Es war in irgend einem romantischen Winkelchen der wunderblauen Riviera am Strande: Ich lag da in einem Olivenhain, von dunkeln Ästen geborgen, und träumte vor mir eine Strecke feinen, weißen Sandes. Und dann in seiner ganzen, strahlenden Schöne das schimmernde Meer im Sonnenglanze. Da plötzlich stand am Plan ein wunderschöner, schlanker Jüngling, weiß in seiner Nacktheit, den seraphinisch-zarten, lockenumwallten Kopf zurückgelehnt, wie berauscht von so viel Schönheit. Dann eilte er dem Meere zu, mit einem Sprung war er in der schäumenden Flut und balgte sich mit dem salzigen Element umher. Dann, ein Schrei. Und in diesem Schrei war soviel Lebenslust, soviel Freude an Jugend, Schönheit und Kampf, soviel Wollen, Streben und Ahnen, daß er mich völlig überwältigte.

Später erfuhr ich, daß der Jüngling ein polnischer Aristokrat war, aber den Schrei werde ich nie vergessen. Er gehört mit zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Henri: Der betäubende Duft, wie ich ihn spüre.

Hortense: Die andere Geschichte ist einfacher. Sie spielt hier in Paris. Ich saß in irgend einem Variete oben auf dem Balkon. Neben mir saß ein Gymnasiast im knappen, dunkelblauen Studentendreh, das neckische Käppi mit dem breiten, viereckigen Schild vor sich. Er

hatte ein feines aristokratisches Profil mit einem Zug ins Geniehafte, wie ihn manche unsrer französischen Jungen besitzen. Vor allem saß ihm der Schalk in den Augen und um die Mundwinkel. Da plötzlich bemerkte er unter sich einen Bekannten, den er auf sich aufmerksam machen wollte. Es bligte in seinen Augen geheimnisvoll auf. Und dann öffnete er seine silberne Zigarettenbox, in der eine goldumrandete Zigarette in weißer Unschuld neben der andern lag. Dann bog er sich über die Brüstung, mit der schmalen, feinen Hand, lässig fiel eine nach der andern Zigarette schlank und weiß, auf den Freund unten hernieder. Ein Zigarettenregen ergoß sich über ihn. Dazu das feine, errötende Profil, daß sich interessiert-erregt über die Brüstung beugte. Auch diese Geste wird mir unvergeßlich bleiben.

Henri: Entzückend. Wie Sie die Menschen lieben.

Hortense: Ich sagte schon: Nur manche, die Wenigen, die Auserlesenen.

Aber ich liebe auch schöne Tiere, die jene natürliche Grazie eigentümlichen Reizes besitzen: die stolzen, zarten Rehe, die — den feinen Schädel hochreckend und mit ihren klaren, wundertiefen Augen in die Ferne starrend, in dunkelgrünen, sorgfältig gepflegten Wildpärken stehen und langsam schreiten oder am Fuße heller Birken äsen. Oder gravitatische Pfauen, die vornehm das kunstvoll gemalte, schimmernde Rad werfen und durch alte Schloßhöfe mit mächtigen Marmortreppen und plättschernden Fontänen einherstolzieren. Oder auch die weißgefiederten, heroischen Schwäne, die in der Sonne grünlich schimmernden und von weißen Wasserrosen überwucherten Seen, an deren Ufern üppige Kastanien ihre schweren Äste hängen lassen, majestätisch durchsegeln. Am liebsten aber habe ich meine kleinen, puffeligen, niedlichen Katzenkinder, die in ihren, von buntem Gepölster ausgefüllten Körben liegen und immer spielen und necken wollen. Diese entzückenden Bewegungen spielerischer Eleganz!

Henri: Oh Kaze, du süßes, geschmeidiges Tier!

Hortense: Wenn ich Pixula, meiner Lieblingskaze, in die gefährlichen, grünlich-schimmernden Augen sehe, muß ich immer an die durch jahrhundertelange Kultur unterdrückten wilden, boshaften und fremden Raubtiergelüste der einstigen majestätischen, herrlichen Katzen denken. Und wie es möglich war, daß aus jenen wilden Bestien, diese zarten, rosigen, feinen Tierchen entstanden — so unendlich degeneriert. —

Henri: Und die Blumen. —

Hortense: Ja, die Blumen. Ich möchte in Blumen leben, auf Blumen schlafen. Und für jede Stimmung andere Blumen. Wie ich sie liebe: große, dunkle Hecken am Rande wohlbetrauter, feiner Kieswege, überschüttet mit einem Regen üppig-hellgelber Marschmalrosen, die sanfte Ruhe duften. Oder eine lauschige, kosige Laube, wo überall in großen Traubendolden weißer Flieder hängt und in der eine helle Bank steht und es nach junger Liebe riecht. Dann aber auch in Gesellschaft auf spiegelndem Parkett die zarte, überkultivierte, grüne Nelke mit ihrem selbstamen Duft im Knopsloch schlanker, mit extravaganter Eleganz gekleideter Herrn. Wie die Blumen ihre Seelen aushauchen.

Henri: Wo bleibt die Orchidee, die schöne Sünderin?

Hortense: Oh, die schöne süße, wilde und doch so zarte, mysteriöse Seele, die sie besitzt (tritt an das Fenster, schlägt den Vorhang zurück). Sehen Sie, der Abend ist schon da und hüllt alles in die Schleier seiner Seltbarkeit. Die Häuser liegen schwer und matt im Dunkel, wie Tote. Erregende Lichtkegel durchbrechen die Finsternis. Dazu das verwirrende Lichtspiel auf dem

Asphalt. Und da breitet ja auch schon unser Freund Mond sein besänftigendes Licht aus.

Henri: Der Mond behüte Sie.

Hortense: Sie eilen schon?

Henri: Ich muß. Und nach dieser Stunde kann ich wieder in die Erbärmlichkeit der Gesellschaft zurück. Und muß nur lächeln, lächeln, wie sie sich wichtig machen und Komplimente schneiden, wie sie Unnützes mit Kraftanstrengung vollbringen und wie sie blind sind, blind für all die tausend Schönheiten dieser Welt.

Hortense: Auf wiedersehen, mein Lieber.

Henri: Au revoir.

Er verschwindet hinter einer sattroten Samtportiere die eine Zeitlang noch von der Bewegung leise mitschwingt!



## Das Maskenfest!

Von B. D. Lesch (Kronstadt).

Ich fuhr auf Urlaub! Direkt vom Monte Grappa, aus der Hölle der Front in den friedlichen Heimatswinter. In der Hauptstadt verspätete ich meinen Zug. Wegen Hans Ulrich natürlich. Er wollte mich unbedingt auf ein Maskenfest schleppen. Als ich jedoch selbst auf seine furchtbar geheimnisvollen Andeutungen nicht hereinsiel, bestach er den Kutscher er fuhr mit zum Bahnhofe und ich verspätete!

Ganz Hans Ulrich!

Ich hätte es eigentlich wissen sollen, denn er hatte immer Recht, schon früher.

Nun sah ich also fest!

Es war eigentlich ärgerlich Daheim erwartete man mich, würde beunruhigt sein, wenn ich nicht ankäme.

Er nahm den Vorwurf ruhig entgegen.

„Habe noch vorhin abgedrahtet!“ meinte er gelassen.

Ich mußte unwillkürlich lachen. Nein, Hans Ulrich hatte sich nicht geändert, dem hatte selbst der Krieg nichts anhaben können. Er dachte an alles, ordnete alles und meinte es immer gut.

„Also Hans Ulrich?“ Ich sah ihn fragend an.

Er schreckte auf.

„Ja richtig! Natürlich zu mir, es ist Zeit!“

Er sah auf die Uhr.

„Dalli, Dalli!“

Er schob mich in den Wagen.

„Los Kutscher!“

Es war doch später geworden als ich dachte. Hans-Ulrich drängte,

„Wir müssen eilen!“ Er wahr ganz aufgereggt. Das war mir neu an ihm.

„Ja warum denn?“ fragte ich verwundert.

„Frage nichts. Du wirst alles verstehen wenn wir dort sind!“

Ich schüttelte den Kopf. Wieder diese Geheimniskrämerei. Auch als ich wegen des Zivils fragte, dieselbe Antwort.

Ich war eigentlich böse auf ihn. Schweigend lehnte ich mich in eine Ecke. Bilder der letzten Tage stiegen in mir auf. Monte Grappa! Die Hölle des Todes! — —

Wir hielten!

Palastähnliches Gebäude, Marmortreppen! Dem livrierten Diener zeigte Hans Ulrich irgend etwas vor. Dieser führte uns durch einen hellerleuchteten Gang, dann klinkte er eine Türe auf und verbeugte sich. Wir traten in ein

modern eingerichtetes Garconzimmer. Auf dem Bette lagen die Kostüme: Römische Senatorenkleidung; blauweißgestreifte Toga, Ledersandalen und schwarzseidene Halbmasken. Im Nu waren wir umgezogen. Mich frorr es in der leichten Hülle. Hans Ulrich lachte auf. Er fieberte scheinbar. Ich sah es an seinen Augen.

„Fertig?“ — — — „Ja,“ — — — „Komm!“

Er öffnete eine Tapetentüre, die mir gar nicht aufgefallen war. Ein Gang mit mattem Licht; abermals eine Türe; Lift! Es ging abwärts; zwei Kellerettagen. Als wir hielten, erlosch das Licht. Hans Ulrich nahm mich an der Hand. Nun bin ich nicht sicher, doch ich glaube wir stiegen nicht. Diese lag der andern gegenüber. Wir folgten scheinbar einem Gange, bogen links ab und dann hörte man Laute. Wir standen still. Hans Ulrich klopfte dreimal rasch nacheinander und dann langsam einmal . . . . zweimal.

Eine Stimme fragte etwas.

„Salve Nero!“ gab er zurück.

Lautlos öffnete sich die Wand, dunkelgrünes Licht blendete mich.

„Guten Abend!“ grüßte Hans Ulrich und dann: „Ein Freund, bringt Heißhunger von der Front!“

„Willkommen bei uns!“

Ich murmelte irgend eine Höflichkeitsformel; reichte die Hand. Überall das: Guten Abend; weder Name noch sonst irgend welche persönliche Frage.

Es war ein mittelgroßer, mit schweren, grünen Stoffen ausgekleideter Raum. Kleine Rauchtischchen und niedere Polsterstühle, nebst einigegen Bidern die ich nicht deutlich sah, bildeten die Einrichtung.

Zehn Herrn waren wir, oder besser zehn Masken, alle in gleicher Tracht. Als wir uns gesetzt, ging das Gespräch weiter. Es handelte sich um eine neu aufgetauchte Schauspielerin, wie ich entnahm und dann kam ein Prozeß an die Reihe.

Noch zwei Herrn erschienen.

Wir schienen vollzählig, denn der Hausherr — er hatte uns eingeladen — erhob sich und wir mit ihm.

Die schweren Portieren teilten sich. Gedämpfte Streichmusik schlug mir entgegen und ein süßliches Parfüm nahm mir den Atem. Ich mußte die Augen schließen! Hans Ulrich zog mich mit fort!

In der Mitte des hohen Saales ein kaum kniehohes Tisch, zu beiden Seiten Sitzpolster; vorn, die ganze Breite einnehmend ein faltenreicher Vorhang, an den vier Ecken des Tisches alte Räucherbecher, aus denen dieser sinnbetäubende, feine Rauch aufstieg und rechts der Wand entlang niedere Ruhebetten, alles blauweiß gestreift und in hellgrünem Ampellicht.

Das war der erste, erstaunte Blick!

Man setzte sich. Eigentlich lag man mehr, und gar nicht angenehm; wenigstens ich. Auch sonst fühlte ich mich entsetzlich fremd und eigentümlich berührt, von dieser ganzen Aufmachung. Ich wollte Hans Ulrich eigentlich ein wenig aushohlen, doch dann unterließ ich es. Ich fürchtete mich zu blamieren!

Auf dem Tische zählte ich genau zwölf Gedecke, auch ganz altertümlich und mir fremdartig. Das obere Ende nahm eine Marmorstatue ein: Nero, Roms furchtbarster Kaiser, auf dem Haupte den Lorbeerkranz. — — —

Die Musik erstarb! Der Hausherr erhob sich, stand einen Augenblick Antlitz in Antlitz mit dem Cäsaren, dann beugte er sich tief.

„Heil! Kaiser!“ sprach er feierlich, „Dich grüßen Deine Vasallen!“

Heil Meister! Dich grüßen Deine Jünger!“

Er ergriff den großen Pokal mit dunkelroten, schweren Dalmatiner.

„Salve Nero!“

Wir erhoben uns und tranken in feierlichem Ernste auf das Wohl des Römers.

Die Musik setzte leise ein; das Mahl begann!

Sechs römische Jungfrauen brachten die Speisen. Meine dürstenden Blicke hingen an ihren formenschönen Körper, an den feinen, weißen Händen, die zu zart waren für diesen niedern Dienst und verloren sich hinter schwarzseidenen Halbmasken in unergründlich tiefen Augen, die in fiebernden Glanze schillerten. Alle trugen blauweiße Gewänder, trugen Goldreifen um die schlanken Arme, an den feinen Fußspitzen, und seltsamen Schmuck in den duftenden Haaren. Stumm schwebten sie über das Parkett, in rätselhaftem Schweigen! — — —

Hans Ulrich stieß mich unauffällig an. Ich schrack zusammen, hob den Pokal und leerte ihn! Und trank wieder und wieder, Dalmatiner und süßen Tokayer, herben Champagner und unzählige Liköre; kostete dazwischen von den delikaten Speisen; schlürfte duftenden, starken Mokka und flüchtete dann zu den einschläfernden, ägyptischen Zigaretten. Um meine Sinne legte sich langsam ein wunderlicher Schleier, die Augen wurden mir müde und so wohl und leicht fühlte ich mich und nur innen, ganz tief versteckt glimmte die aufgeregte Leidenschaft, streckte und reckte sich; betäubt und berauscht!

Das Licht erlosch!

Der Vorhang hob sich!

Geräumige Terrassen eines Palastes; im Hintergrunde Rom, die ewige Stadt. Es ist abend. Nero auf einem Ruhebett; Gefolge; Tänzerinnen. Da ein leichter Feuerchein; anwachsend; jetzt im Hintergrunde die ersten Flammen.

Nero ist aufgesprungen, starrt in das großartige Schauspiel, Rom brennt! — — —

Das Gefolge steckt die Köpfe zusammen, gestikuliert; Worte dringen dem Kaiser an das Ohr; er wendet sich! Ein Blitzen in den dunklen Augen ein majestätischer Wink! Das Gefolge duckt sich scheu zusammen, verläßt die Terrasse.

Eine jedoch bleibt! Neros Geliebte!

Sie ist beleidigt durch das kurze Abweisen, trotzig wirft sie den schönen Kopf in den Nacken; will ihm zeigen, daß sie mehr Gewalt hat, selbst als das brennende Rom!

Der Kaiser starrt unentwegt in die Flammen.

Es ist Nacht geworden. Der Widerschein des Feuers loht auf der Terrasse!

Da fällt die leichte Hülle des Weibes.

Der schönste Frauenleib des mächtigen römischen Reiches badet sich in dem Scheine der Flamme Roms, der ewigen Stadt!

Langsam hebt sie die Arme, streckt sie verlangend dem Kaiser entgegen.

„Nero!“

Er wendet sich! Ein Schütteln geht durch den schwammigen Körper, ein dumpfes Stöhnen grollt auf und dann — — stürzt er auf sie zu. Sie rührt sich nicht, wartet ihn! Und da er nach ihr greift, lacht sie auf, schrill und grell und fällt mit ihm!

Sprühend schlägt die Feuersbrunst im Hintergrunde auf, — — der Vorhang fällt! — — Sekundenlanges Dunkel blendet mich und dan grelles Feuerrot!

Da — — da — — ein Trugbild — — ich fahre mir über die Augen — — nein — — warhaftig — —

hier im Saale — — keine zehn Schritte — — Neros Geliebte! — — Die Hände rufen, locken — — und um sie herum tanzende Mädchen in wehenden Schleiern! —

Ich sehe die Übrigen aufspringen und auf sie zueilen — — höre wie aus weiter Ferne — — brünstige Schreie, wildes Lachen — — dann legt sich ein dunkler Schleier um mich — — ich taumele auf — — und dann? — — vor mir ein marmorweißer Frauenleib — — ich greife nach ihm, — — stürze mit ihm in die weißen Rißen!

„Du!“ stöhnte sie auf!

Der Schleier reißt entzwei, — — die Stimme! — — das erbsengroße Muttermal auf der linken Schulter. — — Das ist Gräfin S . . . . ., Hans Ulrichs Schwester, — — ist „Sie“, die Göttin meiner Träume! — —

„Anne Luise!“ keuche ich „weiß es Dein Mann, — — weiß es Hans Ulrich?“

Sie erstarrt! Dann reißt sie mir blitzschnell die Maske herunter.

„Du Bubi?“ lacht sie auf „Du?“

Ihre Zähne graben sich in mein Fleisch; brandrote Lohe schlägt mir in die Augen; verlangende Schenkel packen mich und ich hänge mich an ihre kleinen Brüste! —

Rat — — ta singen die Räder, Rat — — ta!

Es dringt in meinen traumverworrenen Halbschlummer, wirft dessen seltsame Gebilde in tollem Wirbel durcheinander, bis es endlich Überhand gewinnt, mich ganz erfüllt.

Ich erwache!

Alles tut mir weh! Und so groß und leer ist die Stille in mir, so ängstlich!

Ich möchte schlafen, ausruhen und kann nicht. Das Rat — — ta der Räder bohrt in meinem schmerzenden Kopfe; zwingt meinen schlaffen Willen zum Gehorchen — — ich öffne die Augen!

Eine unendliche Schneefläche blendet mich!

Ich versuche aufzustehen, falle zurück, bin wie gerädert!

Schlafen möchte ich; schlafen; schlafen!

Und dann! — —

Träumte ich? — — War es Wirklichkeit? — —

Gestern Abend! — — Sie! — — Und heute — — Hans Ulrich — — hat mich hergelegt — — hieß mich ausschlafen — — da ich — — fiebere, phantasie! —

Gestern?! — —

Heute?! — —

Rat — — ta singen die Räder, unaufhörlich Rat — — ta!

Schlafen will ich, nichts denken, nur schlafen, schlafen!



## Rundschau

### Zum graphologischen Vortrag Frau Selma Sigerus

Wie wir erfahren, hält Frau Selma Sigerus am 7. April in der Aula einen Vortrag über Graphologie (Schriftdeutung). Da diese Sache hier sozusagen unbekannt ist, müssen wir einige erklärende Worte darüber schreiben.

Von vielen Menschen wird die Graphologie noch immer als eine Art Wahrsagerei angesehen, indessen ist sie in Deutschland und in der westlichen Welt schon lange

zur Wissenschaft erhoben worden und hat besonders in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht.

Es ist festgestellt worden, daß sich in den Zügen der Handschrift innere Seelenregungen zeigen, die uns die Überzeugung geben, daß die Handschrift ein klares Spiegelbild des Charakters ist.

Aus vielseitiger Erfahrung und Untersuchungen haben sich ganz bestimmte Grundsätze und Formen ausgebildet, von denen alles ausgeht und in psychologischer Folgerichtigkeit in ein harmonisches Ganze sich wieder zusammenschließt.

Sowohl für die Pädagogik als auch für die Geschäftswelt, kann die Graphologie von außerordentlichem Wert sein. Redlichkeit, Zuverlässigkeit, Arbeitsfähigkeit u. s. w. können fast sicher erkannt werden.

Wir machen auf diesen Vortrag noch einmal aufmerksam und werden auf diese interessante Wissenschaft noch zurückkommen.

### Unser letzte Kammermusikabend

Unbedingt der Höhepunkt unserer diesjährigen Veranstaltungen war der Brahmsabend. Es war ein geradezu ideales Zusammenspiel. Wie diese ungeheuer schwierigen Werke, insbesondere das A-mollquartett mit einer Ruhe und Klarheit zum Vortrag kamen, gemahnt unbedingt an gute Berufsquartette. Der Schwung und die grübelnde Tiefe des Klavierquintettes F-moll löste ebenfalls einen Applaussturm aus. Überhaupt haben wir selten eine so warme Begeisterung im Publikum feststellen können, wie diesmal.

Wir hoffen, daß diese musikalischen Veranstaltungen im Herbst wieder einsetzen können. Nichts hebt die musikalische Bildung so sehr, als gerade die Vorführung so herrlicher Kammermusikwerke. Daß unsere heurigen Konzerte so schön ausgefallen, können wir der unverdrossenen, liebevollen Arbeit unserer Kammermusikvereinigung danken.

### Vortrag Prof. Stefan von Hannenheims über Molière

Einen ganz eigenartigen Genuß verschaffte allen Zuhörern der Vortrag St. v. Hannenheims. Es ist ein Dichter der hier spricht, einer der vielleicht unbewußt verwandte Seiten mit Molière dem „Possenreißer“ hat; der aber nicht der Posse hinneigt, sondern der andern Seele Molières, dem pessimistischen Beurteiler der menschlichen Gesellschaft. Wie uns Hannenheim die äußerlich komischen Helden Molières, als Repräsentanten der Menschheit tief mitfühlend hinstellt, ist eigenartig und für den Vortragenden bezeichnend. Er hat diese zweite Seele Molières scharf hervorgehoben, denn sie ist das Ewige in des großen Possenreißers Werk. Wie Rabelais als echter philosophischer Geist sich über den Pessimismus hinweg zum Humor aufgeschwungen, so hat sich Molière über die groteske Posse hinweg in das tränende Lachen, in das lächelnde Leid der Menschheit, mit all seinen Schwächen und komitragischen Kämpfen, vertieft. — Das Komische, das bewußt Komische ist fast immer ein Zeichen von Überlegenheit. Warum wirken gerade die ernstesten Tiere: Affe und Papagei so komisch? . . . Das ist das unbewußt Komische, was wir auch bei aufgeblasenen, eingebildeten Würdenträgern oft finden, Molière hat dies klar erkannt: Nicht das sind die Überlegenen, die auf ihren Ernst, ihre Würde pochen, nein, die über die menschlichen Schwächen lachenden Philosophen sind die großen Geister. Denn hinter dem offenen Lachen steht die tiefe Erkenntnis des heimlichen Leidens.

Wir danken Herrn Prof. Hannenheim für diese anregende Stunde, in der er uns den größten Spötter, als selbst tief leidenden Idealisten und Menschenkenner, menschlich näher brachte. Wir hoffen Herrn Prof. Hannenheim, der unser bester Kenner der französischen Literatur ist, bald wieder hier begrüßen zu können.

### Unser viertes Abonnementskonzert

Die Aufführung, des hier noch nie gehörten „Spanischen Liederspiels“ von Rob. Schumann, hat die Aula bis auf den letzten Platz gefüllt. Das kurze, aber musikalisch so reizvolle Programm hat lebhaftesten Beifall erweckt, welcher sich in stürmischen Applaus nach jeder einzelnen Nummer kundgab und insbesondere am Schluß so lange anhielt, bis die Mitwirkenden sich zur Wiederholung des letzten großen Quartettes entschließen mußten. Hier möchte ich hauptsächlich auf unsern Gast, Herrn Dr. Hans Kopony hinweisen, der unserem Abend durch seine Mitwirkung einen besondern Glanz verlieh. Der auch in Deutschland bekannte und beliebte Tenorist überrascht immer wieder durch seine prickelnd-prägnante Aussprache, die mustergültig genannt werden kann, durch seinen natürlich-belebten Vortrag und seine schmiegsame, edle Stimme.

Der Zusammenklang der vier Stimmen der Mitwirkenden war ein seltener Genuß. Frau Breß-Baumann, Frau Lula-Gärtner Dörschlag und Herr Dr. Wilhelm Knopf boten wie immer vornehme Leistungen.

### Kunst- und Kunstgewerbeausstellung des ung. Frauenvereines

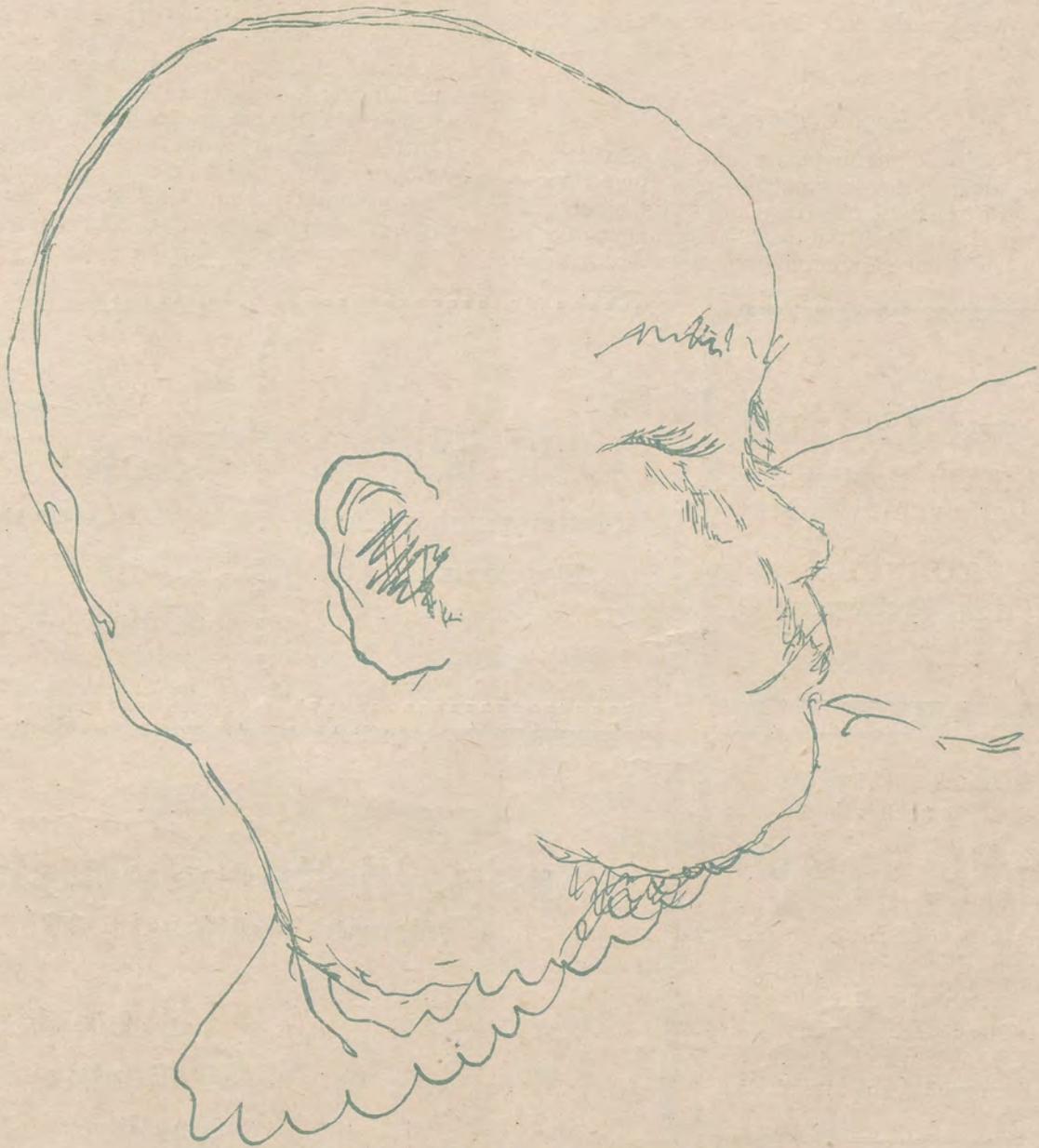
Eine „Wohltätigkeitsausstellung“. Das heißt: Kritiker, drücke ein Auge zu und wenn das nicht genügt, dann nun ist der materielle Erfolg die Hauptsache und nicht der künstlerische. — Auch diese Ausstellung muß der Kritiker von diesem Standpunkt aus beurteilen und daß ich nicht beide Augen zumache und schweige, geschieht, weil ich in dieser Ausstellung die Bekanntschaft mit zwei nicht geringen Begabungen machte.

Zunächst aber die Frage: warum wurden Kollár und Tutsék von dieser Ausstellung ferngehalten? Die Ausstellung hätte durch die Heranziehung der zwei Genannten und Fortlassung einiger jetziger Aussteller (deren Namen ich verschweige) nicht nur an Zugkraft sondern auch an Eindruck wesentlich gewonnen.

Unter den Ausstellern befindet sich kein Berufsmaler. Der eine will es werden, der zweite vielleicht auch, die übrigen sind Zeichenlehrer und Dilettanten. Die Aufmerksamkeit lenken auf sich: die Brüder Brossek. Und Brossek, der ältere der beiden, ist Bankbeamter. Zweifellos äußert sich in seinen Bildern (Landschaften) ein starkes Talent und wenn man bedenkt, daß sie von einem Dilettanten gemalt wurden, verdienen sie volles Lob.

Ein beachtenswertes Talent äußert sich auch in den Zeichnungen, Karikaturen und Landschaften D. Brosseks. Besonders die Zeichnungen verraten nicht nur starke Begabung sondern auch schon eine anerkennenswerte Sicherheit in der Formwiedergabe. Man kann seiner Entwicklung mit Interesse entgegensehen, denn D. Brossek will sich der Malerei widmen.

Prof. Alex. Reidls Aquarelle sind mit technischem Geschick hingeworfen. Angesichts dieser Aquarelle tut es einem leid, daß sich Prof. Reidl nicht ganz auf diese Technik und auf die Landschaft beschränkt sondern sich gelegentlich auch an Ölbildnissen versucht.



Grete Csaki-Copony 1918

Grete Csaki-Copony: Kinderkopf.

Seine Tochter, die Zeichenlehrerin Ida Reidl, scheint nicht unbegabt zu sein. Guter Farbensinn und malerische Auffassung äußern sich in den Landschaftsskizzen, ein kräftiger Strich kennzeichnet ihre Zeichnungen. Doch ist sie Zeichenlehrerin und wichtiger sind ihre pädagogischen, (ihr Vater erfreut sich heute noch bei allen seinen gewesenen Schülern als Pädagoge uneingeschränkter Achtung) als ihre künstlerischen Fähigkeiten.

Beim kunstgewerblichen Teil der Ausstellung drücke ich beide Augen zu. EHO.

### Sprachenpflege

Unter diesem Namen haben mehrere Damen und Herren — nach Art der großstädtischen Konversationsklubs — eine freie Sprachenvereinigung gebildet, die nunmehr auch von der Behörde bestätigt ist. Die Vereinigung die sich in Kreisen, wo fremde Sprachen gepflegt werden, als eine

Notwendigkeit erwies, hat sich — bis jetzt schon mit Erfolg, die Aufgabe gestellt, das mühsam erworbene Sprechmaterial seiner Mitglieder zu fördern und — das Wichtigste — praktisch anzuwenden. Der täglich in den Nachmittagsstunden geöffnete Vereinsaal ist der Treffpunkt der franz., rum., englisch usw. Sprechenden Mitglieder. Auch finden an bestimmten Tagen besondere Konversationsstunden statt, unter der Leitung der für den Verein gewonnenen Kräfte. (Rumänisch Montag u. Donnerstag mit Frä. Martinovici; Französisch Dienstag und Freitag von 6—7 mit Herrn Rücker). Besonders sei darauf hingewiesen, daß die Konversation in gänzlich freier, ungezwungener Art geschieht. Es sei noch erwähnt, daß aus Spenden der Mitglieder auch eine kleine Bücherei angelegt wurde. Bei größerer Mitgliederzahl werden auch ständig frische Zeitungen geführt werden. Auskunft und Neuanmeldungen bei Frau Klusch, Waisenmutter, Waisenhausgasse 20.

Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

## Josef Grimm

Fabrik für Bautischlerarbeiten und Möbel

**Kronstadt**

Rumänische Kirchengasse 101.

8-24

## Julius Nedoma

Modewarenhandlung

**Kronstadt**

5-24

Hotel  
Aktiengesellschaft  
**Hotel „Krone“**  
**Kronstadt**  
Haus ersten Ranges  
**Caffee-Restaurant**

9-24

Spezialwerkstätte für  
Feinmechanik

## HANS CLOOS

Kronstadt, Rosenanger Nr. 6

Reparaturen von Schreib-, Rechen- und Nähmaschinen, Apparaten, Instrumenten und sonstigen feinmechanischen Artikeln

Ständiges Lager von  
**Schreibmaschinen**  
u. den dazu gehörigen Bestandteilen

9-24

## Kronstädter Werkstätte

Michael-Weißgasse 28.

**Abendkleider**

**Straßenkleider**

**Kostüme**

**Mäntel**

**Sportkleider**

**Hauskleider**

**Umarbeitungen**

**Kunstgewerbliche Arbeiten.**

7

## Johann Hubbes

Werkstätte für moderne Möbel, Bau, Portale u. Innendekoration

**Kronstadt**

Langgasse 149—151

8-12

## Preis-Ausschreiben

zur Erlangung von künstlerischen Entwürfen für ein Plakat und eine Vignette für die Liqueur-Fabrik Josef Mátyás.

Ausgesetzt sind 6000 Kronen.

Für Plakat: I. Preis K 3000, II. Preis K 1500, — Für die Vignette: I. Preis K 1000, II. Preis 500.

Weitere Ankäufe sind vorbehalten.

Gefordert werden einfache, ausdrucksvolle, reine Schwarz-Weiss-Zeichnungen (also ohne Zwischentöne).

Die Zeichnungen sind in natürlicher Grösse (bis 60 X 80 die Plakate, bis 8 X 12 die Vignetten) auszuführen.

Von den preisgekrönten und angekauften Entwürfen steht der Firma das alleinige Veröffentlichungsrecht zu.

Die **Einreichung** der Entwürfe zu diesem Wettbewerb hat bis **spätestens 15. Mai 1920** zu erfolgen. Später eingesandte Entwürfe kommen für den Wettbewerb nicht in Betracht; können jedoch angekauft werden. Für Auswärtige Bewerber gilt der Poststempel. Jeder Entwurf hat ein Kennwort zu tragen; Name und Wohnung des Bewerbers sind in einem Umschlag niederzulegen, der das gleiche Kennwort trägt.

**Text des Plakates und der Vignette: Josef Mátyás, — Liqueur, Rum und Cognac-Fabrik, — Kronstadt, (bezw. Brassó oder Braşov).** Auf den Vignetten muss ein freier Raum für den Namen des Liqueures gelassen werden. Der Text ist in drei Sprachen (deutsch, ungarisch rumänisch) zu halten, doch enthält jedes Plakat den Text nur in **einer** Sprache.

Das **Preisgericht** besteht aus den Herren: Maler **Hans Eder**, Buchdruckereibesitzer **Fritz Gött**, Direktor **Otto Ott**, Architekt **Albert Schuller**, Direktor **Bernhardt Schwarz**.

Die Entwürfe sind einzusenden an die Firma:

Josef Mátyás, Liqueur-Fabrikant, Michael-Weissgasse 6.

## „Das neue Ziel“

### Blätter für Kultur, Kunst, Kritik

„Das neue Ziel“ ist ein Sammelpunkt ostdeutscher Kultur und Kunst, Mitarbeiter aus allen Gegenden Grossrumäniens.

„Die neue Zielgesellschaft“ veranstaltet Kunstausstellungen, Musik- und Vortragsabende, darum wende sich jeder Künstler, Maler, Musiker, Vortragskünstler an die Schriftleitung.

Honorare für Beiträge: bis 45 Kronen für eine Druckseite, bis 45 Kronen für die Künstlerbeilage.

Jeder fortschrittliche Deutsche Grossrumäniens lese diese Blätter!

Jahresvormerkung K 96 — Einzelnummer K 5 —

Anzeigen:  $\frac{1}{12}$  Seite für  $\frac{1}{4}$  Jahr K 200.

**Die neue Zielgesellschaft.**

Verlag und Schriftleitung: Burggasse 7.

# LANG, ROSENTHAL & PALMHERT



Steingut,  
Glas, Porzellan,  
Tafelglas, Spiegel, Lampen,  
Bilderrahmen, China-  
silberwaren usw.  
Import-Export.



## Brasov — Kronstadt — Brassó

6 Telegramme: Laropa, Brasov ■ Filiale: Nagyenyed ■ Telephon Nr. 159

## Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau  
u. Bauunternehmung

Cementwaren und  
Kunststeinfabrik

### == KRONSTADT. ==

10

Werkstätte für Kunst-  
möbel und Innendeko-  
ration, Portal- und Bau-  
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66-68.

12



BITTE  
SCHUTZMARKE  
UND  
ORIGINALPACKUNG  
GENAU ZU

BEACHTEN  
U. NACHAHMUN-  
GEN  
ZU RÜCKZU  
WEISEN

ERSTE SIEBENBÜRGER

DELIKATESS-HONIGKUCHEN,  
BISQUITS U. KAKES-FABRIK

## RUDOLF ELGES SÖHNE

KRONSTADT

LANGGASSE 40

NIEDERLAGEN: BUCAREST, STR.ACADEMIEI 47  
HERMANNSTADT, ELISABETHG. 64

7

Graphische Kunstanstalt  
G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt

Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,  
Geschäftspapiere, Apotheker-  
Packungen, Etiketten etc.

11-12

Buchhandlung

Eduard Kerschner

Kronstadt

Ankauf moderner Romane und  
Klassiker-Ausgaben

11-12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. Eigentümer: Neue Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag:  
Buchhandlung E. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 96 — Einzelnummer K 5 — Anzeigen 1/12 Seite für 1/4 Jahr K 200  
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Feringer, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.